Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1939)

Heft: 1

Artikel: Lebenserinnerungen eines bündn. Volksschullehrers

Autor: Hunger, J.P.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-396982

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur Januar 1939 Nr. 1

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Lebenserinnerungen eines bündn. Volksschullehrers.

Von Lehrer J. P. Hunger von Tenna (1853—1937).

Auf Anregung meiner lieben Frau habe ich mich entschlossen, einiges aus meinem Leben niederzuschreiben, nicht in der Meinung, daß meine Lebenserinnerungen von großem Interesse und wert seien, der Nachwelt erhalten zu werden. Dagegen fiel mein Leben in eine Zeit großer politischer und wirtschaftlicher Veränderungen. Es ist begreiflich, daß ich bei dieser Arbeit meine Person vielfach in den Vordergrund stellen muß; man möge das nicht als Anmaßung oder Selbstüberhebung betrachten.

1. Kindheit.

Am 23. November 1853 bin ich im schön gelegenen Tenna als Sohn der Maria geb. Gartmann und des Christian Hunger geboren. Meine Mutter habe ich schon in meiner frühen Kindheit verloren, ebenso meine beiden Schwesterchen, ich war zirka fünf Jahre alt. Die Mutter kann ich mir nicht genau vorstellen, das einzige, was ich von ihr noch deutlich weiß, ist, daß sie mich einmal gestraft hat (Dunkelkammer!). Auch ist mir noch dunkel in Erinnerung, daß sie eine große, schlanke Frau war.

Ich wuchs heran unter der Pflege einer alten Magd, Verena Sutter, einer entfernten Verwandten. Sie war gut mit mir. So viel mir bekannt, erhielt sie einen Monatslohn von 15 Fr. Als alte

Person ist „Bäsi Vrena" nach Valendas gezogen. Nach ihr hatten wir noch drei Mägde, eine Hunger aus Neukirch, dann eine Anna Graß von Kästris, ein gutes, aber abergläubisches Mädchen, das mir von Hexen und vom Totenvolk, das zwischen Kästris und Valendas sein Unwesen treibe und oft gesehen werde, erzählte; dann noch eine Christina Oswald von Dutgien. Auch sie war ein gutes Mädchen. Ihr Wegzug machte mir Verdruß. Eine Anzahl von Jahren waren wir dann ohne Magd.

Mein Vater war mit bäuerlichen Arbeiten überhäuft und konnte sich mir wenig widmen. Doch weiß ich, daß er mich sehr liebte und besonders in den ersten Schuljahren sich oft mit mir bei meinen Schulaufgaben beschäftigt hat. Die Viehhabe meines Vaters bestand meist aus 3–4 Kühen, 1–2 Mesen, 1–2 Fardel, 4–6 Ziegen und ebensoviel Schafen. Wer die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Tenna kennt, kann ermessen, daß ein solcher Viehstand viel Arbeitsaufwand erforderte. Noch heute muß ich mich wundern, daß mein Vater z. B. während meiner Schuljahre in Schiers alle Arbeit bewältigen konnte. Ich muß hier noch beifügen, daß er ein genauer Arbeiter war und auch nicht konservativ. Er war z. B. der erste, der in Tenna Erbsen und Schamserbohnen (Sojabohnen) pflanzte. Auch pflanzte er versuchsweise Flachs und Hanf. Er gab das dann auf, weil uns die sogenannten „Rotzen" mangelten und Sommerschneefälle den Pflanzungen schadeten. So lernte auch ich frühzeitig arbeiten in Feld und Wald und auch im Haushalt. Über den letzteren weiter unten. Im Stall und beim Vieh wußte ich wenig Bescheid. Ich hatte am Vieh wenig Freude, war nicht einmal ein zuverlässiger Hirte.

Als Schüler ging ich mit dem großen Haufen. Für keines der Schulfächer hätte ich ein ausgesprochenes Talent. Körperlich war ich auch eher schwächlich, in den jungen Jahren öfters krank, sonst aber zäh und ausdauernd. Körperlich entwickelt habe ich mich erst nach der Konfirmation. Im Jahr vor der Konfirmation, 1866/67 besuchte ich noch die Gemeindeschule in Versam, wo Oheim Valentin Gartmann Lehrer war, ein anerkannt guter Lehrer und klarer Kopf. (Als Spezialität rühmt man ihm nach, daß er sich auf das Ausrechnen und Aufstellen eines „Wubs" an der Zettelrahme besser verstund als die meisten Frauen. Irrtum vorbehalten, hat er versucht, die Mädchen der obersten Klasse in dieses hauswirtschaftliche Gebiet etwas einzuführen.) Zirka acht

Tage nach Schulbeginn rückte auch mein Alterskamerad und Nachbar Michel Bühler, der spätere Redaktor am „Bund", ein, der sich in Tenna mit dem Lehrer überworfen hatte – er war ihm „überlegen" – und so waren wir nun 15 Mädchen und 4 Knaben in der Schule beisammen. Dieser Winter brachte mir mit Bühler viel Abwechslung. Wir benutzten die gute Schlittbahn zwischen Versam und der „Bonaduzerhöhe" ausgiebig. Auch setzte es häufig Schneeballschlachten ab zwischen den 15 Mädchen und den 4 Buben. Bühler und ich waren sehr zielsicher. Im Sport war ich eifriger als in der Schule.

Während meiner Jugendzeit war Tenna von der Außenwelt fast wie abgeschnitten, der schlechten Wegsame halber. Der Verkehr tendierte hauptsächlich nach Thusis, aber auch über Versam nach Ilanz. Thusis erreichte man zur apern (schneefreien) Zeit meist über die steile Berghalde „Brand und Alp Gampel". Mit Vieh benutzte man häufig den Weg über „Grafen" und Bischolas. Abends nächtigte man in Flerden bei Papa Lareida oder auch etwa in Urmein (wir sagten „Ramein"), um dann anderntags frühzeitig auf den Markt nach Thusis zu gelangen. Ein Übernachten in Flerden gestaltete sich billig, besonders wenn man vom Marktvieh eigene Milch hatte. Selten wurde ein „Triset" oder ein „Rams" geschlagen um eine halbe Maß Wein. Eine solche Reise nach Thusis erforderte mit Vieh zum mindesten zwei Tage; ohne Vieh habe ich die Tour auch in einem Tag gemacht.

Manche Märkte besuchte man lieber in Ilanz, je nachdem man Tiere zu verkaufen hatte. Doch war man dort nicht so heimisch wie in Thusis, wohl der Sprache wegen. Um den damaligen bekannten Thusner Bürgerstolz kümmerte man sich nicht stark. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft verkaufte man meist nach auswärts. Vieljährige Abnehmer waren Sutter in Bonaduz, später Degiacomi und auch etwa Holzhändler Bideaux in Bonaduz und in den spätern Jahren Hans Hunger in Versam oder Zogg in Tamins. Die Butter wurde meist auf dem „Räf" nach Versam getragen, weil für „Mäne" (Fuhrwerk) die Wegverhältnisse nach der Accla und speziell im Acclertobel oft sehr schwierige waren. Damals benutzte man den Weg über den „Außerberg" nach dem „Flüehli" und hinunter nach der Accla. Er war kaum besser als heute. Aber erst das Acclertobel! Von den untern Häusern in der Accla führte der Weg scharf hinunter in das „Lüsch", und

der Tobelübergang war tief unten gegen die Rabiusa hin. Auf der Arezerseite hieß es wieder steil über hohes Wurzelwerk und Steine steigen bis auf die „Birchegga". Das war ein Weg, daß Gott erbarm! Ich erinnere mich noch, mit welcher Anstrengung wir z. B. den Hausrat eines Pfarrers Schultheß – steinerne und bronzene Büsten etc. – (er hat dann die Pfründe nicht angetreten) über diesen Weg transportiert haben. Es bedurfte schon einer recht guten „Mäni", wenn man ihr 100 Kilo auf die zweirädrigen Karren aufladen wollte. Die heutige Generation hat es hierin mit der neuen Straße bedeutend besser. Anläßlich einer solchen Reise nach Versam bei einer Alpentladung – es mag im Jahr 1867 gewesen sein – trank ich in der Wirtschaft im „Unterhof" zum erstenmal Bier. Es hat mir so schlecht gemundet, daß ich diesen ersten Trunk nicht vergessen kann.

Damals lebte man in Tenna allgemein noch recht einfach. Der Kaffee war zwar als Morgengetränk schon bekannt; aber es gab doch noch Familien, welche sich morgens ihre Mehlsuppe kochten. Mittags gab's „Knödlisuppe" (Mehlteig mit Speck-, Wurst- oder Fleischschnitzel eingeknetet), Mehlsuppe mit irgendeinem Gemüse, etwa „Pitzockel" allein oder mit Kartoffeln gemischt und überstreut mit Zieger (selten Käse) und mit Butter „überbrannt", Makkaroni, Schmalzmus in der Pfanne auf den Tisch gebracht, wobei die Kruste meist sehr begehrt war. Etwas seltener war das „Milchmus", ein Brei aus ungeröstetem Mehl und mit Milch angerührt und gesotten. Dann gab's auch etwa „Tatsch", meist mit einem eingeschlagenen Ei, oder „Blettli" und bei festlichen Anlässen das „Pfannbrot". Öfters wurden „Nüßli" (Osterbohnen) gebacken und Sonntags der Hafen „übergetan". Darin kochte man Suppe mit Gerste (welch letztere man meist selbst pflanzte und in der am Stall angebrachten Stampfe enthülste) mit Bohnen als Einlage, Fleisch, Wurst, und „Knolla" als Gemüse. Alles wurde zusammen in den großen Erzhafen – später auch etwa in eine große Satzpfanne – getan und gesotten bis zum Anrichten. Bekannt war auch, besonders zur Sommerszeit, die Krautsuppe (mit Mangoldblättern und mit kleingeschnittenem Fleisch). Ein ähnliches Gericht waren die „Krautkapunen" (Teigknollen untermischt mit kleingeschnittenem Fleisch und eingewickelt in ein oder zwei Mangoldblätter) und alles gesotten in Wasser mit bedeutendem Milchzusatz.

Spinat wurde meines Wissens nicht gepflanzt, an seiner Stelle kochte man Mangold, und zwar recht „dick" und noch tüchtig mit Zieger „überbrennt". Auch „Heimala" wurden etwa so gekocht, und das gab dann ein recht gutes Gemüse. In manchen Familien waren jedoch grüne Gemüse nicht sehr beliebt. „Gras läßt der liebe Gott fürs Vieh wachsen!" Reis wurde öfters gekocht, ebenso „Türkenmus" mit einem Mehlrost und Ziegerdeckel, weniger oft Polenta. Zwetschgen waren damals noch selten, häufiger Kirschen und Äpfelstückli, auch etwa Kastanien. Das Brot wurde fast ausschließlich aus dem Mehl von selbstgepflanzter Gerste und Roggen gebacken. Nur für die feinern Backwerke: Nüßli, Pfannbrot, Blettli, auch etwa Tatsch und Küechli verwendete man gekauftes „Geisermehl", für die letztern gemischt mit eigener Frucht. Das Brot war frisch gebacken schmackhaft, wenn auch recht schwarz und bald hart. Bis so eine „Bacheta" Brot verbraucht war, vergingen je nach der Größe der Familie drei und mehr Wochen, und zuletzt war das Brot oft so hart, daß es nur noch mit Gewalt gebrochen werden konnte, oft auch schimmlig. Mit dem Brot als „zweiter Schutz" hat man noch ein Kartoffelbrot (Kartoffelpitta oder auch nur Pitta) genannt) gebacken. Es war eine ganz gut schmeckende, beliebte Speise, mußte aber frisch gegessen werden.

So ernährte man sich fast ausschließlich mit Erzeugnissen, die man im Lande selbst gewann und ohne bares Geld ausgeben zu müssen. Abends wurde Suppe aufgetragen (Mehl- oder Fidelisuppe), oder man hatte Schotte mit Zieger, im Herbst oft Milch, weil man zum Käsen deren zu wenig hatte. Bei allen Mahlzeiten fehlte der Käse nie. Schotte wurde auch etwa beim Heuen nachmittags getrunken statt Wasser, und man stellte sich dabei besser als bei Wasser untermischt mit Branntwein, was auch etwa als durststillend und kräftigend (??) getrunken wurde.

In den Kleidern war man recht bescheiden. Die Hemden waren aus Hanf, selten Flachs, den man vom Ilanzer oder Trinser Markt holte, vielfach im Eintausch mit Käse, und der dann von den Frauen oder Mädchen verarbeitet wurde. Als beliebtes Tauschmittel galt auch Unschlitt. An die Preise für Hanf und Flachs erinnere ich mich nicht mehr. Dagegen weiß ich noch sehr gut, daß man in Tenna zur Winterszeit mit Butterpreisen von 70, 75 und 80 Rappen per Pfund gerechnet hat. 1 Fr. im Herbst war

ein erstaunlich hoher Preis. Zu diesem letztern Preise mußte man aber die Butter nach Versam bringen. Auch der Käse stund damals, zirka Ende der sechziger Jahre und in den siebziger Jahren, niedrig im Preise. Man zahlte für guten Magerkäse 30 Rp. per Pfund, anfangs der achtziger Jahre etwas mehr. Auch die Fleischpreise waren niedrig. Es kam oft vor, daß kleine Familien nicht eine ganze Kuh eingeschlachtet, sondern daß sie sich etwa eine halbe Kuh oder auch nur ein „Lid" gekauft haben. Man zahlte gewöhnlich 60–65 Rp. per Pfund. Selbstverständlich waren die Viehpreise auch viel niedriger als heute. 15, 17, 18 Napoleon für ein Stück war das Gewöhnliche. Zu 20 Napoleon brauchte es schon eine der schönsten jungen Kühe. Durchgewinterte Ziegen wurden in größern Partien an den Frühlings-Ilanzermärkten ins Glarnerland verkauft zu 15–18 Fr. In Tenna war das Ziegenfleisch in den sechziger und siebziger Jahren noch kein beliebtes Nahrungsmittel. Man hielt es nicht für gut. Dagegen wurden im Herbst häufig Schafe geschlachtet. Jede Familie schlachtete sich im Frühling 1–2 Schweine, meist gut gemästet und im Gewicht von zirka 2 Zentnern. Sie waren zirka ein Jahr alt, im vorangegangenen Frühling gekauft zu 5, 8–12 Fr. pro Ferkel. Wir in unserer Familie haben uns ziemlich viel an Mehlspeisen und Gemüse aus dem Garten gehalten, was ich noch heute nicht bereue.

2. Jünglingsalter.

Freund Michel Bühler, der wirklich ein Talent war, besuchte als Seminarist die Kantonsschule. Während der Sommerferien erzählte er mir begeistert von den vielen schönen Stunden im Unterricht bei Professor Bott, Hosang und andern. Das ließ auch bei mir den Wunsch aufkommen, zu „studieren", und endlich entschloß sich mein Vater, wenn auch ungern, mich in Schiers unterzubringen. Wegen eines kleinen Unfalls (Sturz von einem Felsen) verzögerte sich mein Eintritt um zirka acht Tage. Schüchtern von Natur, durfte ich mich in den ersten Tagen in der großen Schülergemeinde, besonders beim Essen, fast nicht bewegen. Aber Not lehrt beten und – zugreifen, und es ging bald recht gut. Ich war Realschüler und wollte Französisch lernen, aber ich hatte in der ersten Stunde Pech. Ich sollte übersetzen „der Faden liegt auf dem Tisch" und sagte keck: „Le cok est sur la table." Homerisches Gelächter – meine erste und letzte Französischstunde. Ich

wandte mich dem Italienischen zu, aber trotz allem Fleiß brachte ich es zu nichts. Die Sprachen liegen mir nun einmal nicht. Auch in den rechnerischen Fächern leistete ich nicht Großes, trotz guten Willens, besonders als es zu den Gleichungen zweiten und dritten Grades kam. Zeichnen und Schreiben gingen soso lala, ich hatte Freude daran und übte mich noch in den spätern Jahren, ja noch jetzt zeichne ich. In der „Religion" war ich recht gut, aber nicht ohne Arbeit. Im Alten Testament kannte ich mich gut aus, wußte genau die Verfasser der verschiedenen „Prophetenbücher" und die Zeit der Entstehung derselben. Aus manchem Kapitel konnte ich die Einteilung bis auf die einzelnen Verse genau angeben. Aber diese Kenntnisse blieben mir nicht lange, während religiöses Fühlen länger anhielt. Ähnlich ging's mir in der Geschichte. Mit der griechischen Götterwelt stund ich auf vertrautem Fuße – wem sollte eine Pallas Athene nicht gefallen! Vor der griechischen Kunst hatte ich hohe Achtung; ich kannte die messenischen und peloponnesischen Kriege. Ich begleitete Alexander den Großen zu seinen Großtaten; ich kam nach Rom und fand es unter seinen Königen und als Republik, ich war im punischen Krieg und machte den Übergang über die Alpen mit. Auch die alte Geschichte Deutschlands lernte ich kennen. Das Studium der Schweizergeschichte blieb mir für spätere Tage vorbehalten, viel Kleinkram, besonders die Jahreszahlen; und doch möchte ich „Geschichte" in keiner Schule missen; sie weckt Ideale, Begeisterung, Vaterlandsliebe und ist unerläßlich zu allgemeiner Bildung. Am liebsten waren mir die Naturfächer nebst Physik, und unter diesen die Botanik. Mit dem Gremli (Buch zur Pflanzenbestimmung) in der Hand durchzog ich die Fluren, Wälder und Almenden von Schiers, Stels, Fajauna, Grüsch. Welche Freude, wenn ich eine Gentiana germanica, eine Spiraea aruncus, eine Primula elatior – in Stels gab es solche hochschwefelgelbe Prachtsexemplare – fand. Mit Pflanzensammeln gab ich mich noch in spätern Jahren ab und tauschte mit Kollega Gadient in Balgach Blumen vom Berg mit solchen aus der Bodenseegegend. Diese Freude an der Natur und ihren Kindern, den Blumen, ist mir geblieben bis heute. Ein schöner Tag mit tiefblauem Himmel, ein schöner Aussichtspunkt, eine Blumenwiese sind mein Entzücken und gehen mir weit über ein gewöhnliches Konzert oder irgendein Kino – habe übrigens ein solches noch nie besucht.

Im zweiten Schuljahr in Schiers, 1871/72, III. Klasse, besuchte ich fakultativ mit den Seminaristen den Unterricht in Pädagogik (Psychologie) und lernte so einige Grundbegriffe vom Wesen der Seele und ihrem Erkenntnisvermögen kennen, vom Wahrnehmen, Vorstellen, Denken usw. Bis zur Methodik, den Lehrformen, der Erziehungslehre kamen wir aber nicht. Auch das blieb mir fürs spätere Studium vorbehalten. Hierüber weiter unten. Mein erster Anstaltsdirektor war Pfarrer Paul G. Kind, ein allgemein beliebter Mann, dann interimistisch Lehrer Brüschweiler; dann folgte Pfarrer Müller, schwerhörig und wenig beliebt. Er hat mich einmal zensuriert, und zwar ganz zu Unrecht. Ein guter Freund muß ihm gesagt haben, ich hätte mich auf einem Spaziergang nach Seewis despektierlich über ihn geäußert – ich betone nochmals, es war nicht wahr –, und da gab's ein Untersuchen und Verweisen, daß ich für gut fand, auf Ende des Kurses meinen Abschied anzusagen. Die Schule machte noch eine Reise: Klöntal, Pragel, Muotatal, Einsiedeln und heim. Eine schöne Reise, streng, aber genußreich. Damals zählte Schiers ca. 70 Schüler, heute ca. 250.

Nun wieder in Tenna, begann für mich der richtige Alltag mit seiner Arbeit und auch seinen Vergnügungen. Neben den übrigen Arbeiten beim Heuen etc. hatte ich den Alpdienst zu besorgen. In der Alp ist kein Senntum. Jede Familie besorgt ihr Vieh – Kühe, Ziegen, Schweine – im eignen Stall selber wie auch die Verarbeitung der Milch in der eigenen Hütte. Täglich ungefähr zwischen 6 und 7 Uhr abends verläßt man die Arbeit und begibt sich zu den zirka 30 Minuten vom Dorfe entfernten Hütten. Jeden zweiten oder dritten Tag begibt sich die Hausfrau oder die Tochter schon nachmittags 3 Uhr dorthin zum „Käsen". Man beginnt mit der Zurichtung des Schweinetrunks. Inzwischen werden die Kühe und Ziegen zugetrieben, und es beginnt das Melken, das je nach der Größe des Viehstandes eine bis anderthalb Stunden dauert. Ist das Vieh im Stall und die Milch im Keller, dann setzt sich der Alpknecht zu Tisch zum Nachtessen, das bei den hablichern Landwirten aus zirka einem Liter frischgemolkener Kuhmilch besteht (ich mischte halb Kuh- und halb Ziegenmilch) mit Brot und dem unvermeidlichen Käse. Wurde gekäset, so ersparte man sich die Milch, genoß Schotte mit Zieger und noch etwas „Ankenmilch". Ich löffelte die Milch sowohl als die Schotte mit Vorliebe mit dem großen Löffel aus Ahornholz – immerhin einem Eßlöffel, der eine

gewisse Größe des Mundes voraussetzte – lieber als mit dem Eisenlöffel. Das Abwaschen des Löffels gab nicht viel Arbeit; ein „Schleck" mit der Zunge genügte, und dann steckte ich ihn in irgendeinen „Spalt" bis zum nächsten Gebrauch. Inzwischen mochten daran die Fliegen das ihrige besorgen. Das Milchgebsli oder „Napf" wurde aber jeden Abend mit Wasser gereinigt. Nachher langte es, war man nicht zu müde, etwa noch zu einem Pfeifchen oder zu einem kurzen „Schwatz" beim Nachbar. Dann suchte ich – es war inzwischen zirka 1/2 10 Uhr geworden – das Bett auf, denn anderntags zirka 1/2 5 Uhr war Tagwacht. Mein Bett bestund aus einem mit Stroh gefüllten Sack – nicht jährliche Neufüllung –, einem Kopfkissen und einem Flaumdeckbett. Das Stroh rührte ich kaum wöchentlich einmal auf; am besten ruhte ich, wenn ich mich in die Form, wie ich sie morgens verlassen hatte, hineinlegen konnte. Das Bett war mit Flöhen dicht bevölkert. Bei ganz schönem, beständigem Wetter legte ich das Deckbett etwa aufs Dach der Hütte, damit sich die Vieher dort etwa verlören. Der Erfolg war ein negativer; abends wimmelte es noch gewaltiger. Als gewissenhafter Chronist will ich aber bekennen, daß mich diese Gäste schließlich gar nicht mehr so sehr belästigten; man kann sich eben an alles gewöhnen. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß es in allen Hütten so ausgesehen hat. Ich konnte beobachten, daß da, wo liebe Frauenhände Ordnung schufen, es etwas besser bestellt war.

So gegen den Herbst hin hatte ich hie und da noch andere Schlafkameraden. Verschiedentlich, besonders bei schlechtem Wetter, habe ich Mäuse in bedenklicher Nähe im Bettstroh knistern gehört. Trotz alledem fand ich das Leben auf der Alm schön, sehr schön, und die Erinnerung an meine dortigen Erlebnisse möchte ich nicht gerne missen. Ich könnte da noch erzählen von den schönen Tagen, wo man „auf der Rod" dem Kuhhirt Hilfsdienste bei dem Kuhtrieb ins „Täli" leisten mußte, von meinen schönen Gesangs- und Jodelproduktionen während des Melkens und noch von anderm.

Am Samstag abend machten wir Jungburschen – und zu diesen zählten wir auch ältere „Häuser" von 30 und mehr Jahren, so sie noch ledig waren – unten im Dorf Besuch bei unsern Dorfschönen. Ich will nicht gerade behaupten, daß alle schön waren und schöner als anderorts; aber uns gefielen sie doch. Sie hatten Rasse.

Sonntag nachmittags belustigte sich die Dorfjugend hie und da im Schulhaus bei einem Tänzchen. Ich kannte diese Kunst damals noch nicht, ich habe sie erst in Thusis gelernt. Dagegen war ich Spielmann; ich hatte von mir aus, ohne allen Unterricht, gelernt, auf einer Violine vier Tanzmelodien allerliebst zu kratzen. Aber taktfest war ich, und Töne gab's, und das genügte. Je mehr Schnaps, desto fester kratzte ich. Zur Abwechslung spielte „Postnini" die Mundharmonika.

3. Als Lehrer in Gün 1872/73.

Als ich nach einem solchen Tänzchen etwas angeheitert nach Hause kam, erwartete mich dort eine Abordnung des Schulrates von Gün, einer Fraktion der Gemeinde Safien, mit dem ehrenvollen Antrag, im folgenden Winter die dortige Primarschule übernehmen zu wollen. Leichte Schule, nur sieben Kinder, Löhnung 170 Fr. Als mir noch ein freies Bett und Öl fürs Licht zugesagt wurde, war der Vertrag perfekt. Anderntags wollte mir die Sache doch nicht mehr so recht gefallen. Mein Nachbar und Vorgänger ermutigte mich, er werde mir an die Hand gehen, und so traf ich denn meine Vorbereitungen. Ich studierte in meinem schon in Schiers gebrauchten Pädagogikbuch – dem Schütze –, ließ mir von meinem Nachbar ein Büchlein über Gesangsmethodik leihen und erklären, wie man ein Lied anstimmt. Am Septembermarkt in Ilanz kaufte ich mir eine Stimmgabel. Bei Valentin Buchli in Thusis kaufte ich fünf Kilo Tabak, lieferbar nach Gün, eine Sorte Blattschnitt, Stinkadoris erster Güte, wie er angeblich nur bei Valentin Buchli erhältlich war. Eine große Pfeife mit langem Rohr hatte ich schon. Jetzt konnte nicht mehr alles fehlgehen.

Ich begab mich in meinen neuen Wirkungskreis. Den notwendigen Unterhalt für die nächsten Tage: Mehl, Brot, Käse, Butter etc. verstaute ich in einer großen, damals besonders bei Italienern üblichen Handtasche. Den Schütze und noch ein paar andere Bücher, die Stimmgabel und etwas Tabak band ich gut in ein Nastuch ein, schwang alles auf den Rücken, in die eine freie Hand nahm ich die Pfeife, und so ausgerüstet wanderte ich nach dem 1½ Stunden entfernten Gün, ins Schulhaus. Das Bett stund schon sauber aufgerichtet dort, die Stube gereinigt zum Schulbeginn. Pünktlich um 8 Uhr erschienen die Kinder. Wir besichtigten uns gegenseitig vom Kopf bis zur Sohle. Die Schüler be-

zogen ihre Plätze in den drei Schulbänken. Durch eine Schülerin erfuhr ich, daß es vier Klassen geben werde, in einigen Fächern fünf. „So, nun beginnt die Arbeit.“ Die Schüler: „Ja, aber was?“ „Es soll jedes schreiben was es will, ich möchte nur wissen, was ihr schon könnt.“ Über diesen Stein war ich hinaus; aber da tönte es wieder: „Dort sind zwei Anfänger, die können noch nichts.“ In Wirklichkeit waren wir also drei Nichtskönner. Die Anfänger sollten nun auf der Tafel Striche machen. Sie fingen damit in der untern rechten Ecke an. Ach, wie dumm so ein Anfänger am ersten Tag sein kann! Ich befahl, oben links zu beginnen, aber o weh, sie wußten nicht einmal, wo „oben“ war. Man sollte es kaum glauben, aber das war für mich eine höchst wichtige Entdeckung. Der du dieses liesest, denke auch etwas darüber nach; nach meiner Ansicht liegt in dieser Erkenntnis ein großes Stück Lebensweisheit. Ich erkannte daraus, daß aus einem Menschen nichts herauszuholen ist, das nicht vorher auf irgendeinem Weg durch die menschlichen Sinne in ihn hineingedrungen ist, seine Seele erreicht hat. Das sollte sich jeder Lehrer – und wer ist in seinem Leben nicht bald so, bald anders, bei seinen Kindern, seinen Dienstboten, seinen Angestellten, ja selbst dem Ehegatten ein bißchen Lehrer! – genau vor Augen halten, er könnte sich so selbst und andern manche herbe Enttäuschung ersparen. – Nun wieder zurück zur Schule. Ich bemerkte den beiden Anfängern, was auf der Tafel oben und unten, was rechts und links sei und zeigte, wie sie schräge Striche ziehen sollten. Inzwischen waren die andern Schüler mit ihren Arbeiten fertig. Nach langem vergeblichem Besinnen, was nun, entließ ich sie nach Hause. Dieses Gespenst „Was nun?“ stund riesengroß vor mir, ich dachte an den Nachmittag. Einige Schritte unter dem Schulhaus bot sich gute Aussicht nach Tenna und meinem väterlichen Hause. Die weißen Kellermauern schienen mir zu winken, und wie gerne hätte ich ihnen gefolgt! Ein Geißhirt läuft weg, ein Schulmeister nicht. Ich kehrte zurück und durchsuchte den Schrank in der Schulstube. Da waren alte Schulbücher, aber keine Hilfe. Zurückdenkend an meine Schulzeit erinnerte ich mich, daß der Nachmittag meist für Zeichnen, Schreiben, Singen reserviert war. Also Schönschreiben und Singen. Dann entließ ich die Kinder wieder; ich mußte etwas finden. Kaum waren die Schüler zur Türe hinaus, durchstöberte ich den Wandschrank nach einem alten Stundenplan. Ver-

gebens, mein Vorgänger hatte alle Spuren seiner Wirksamkeit gründlich entfernt. Einen Stundenplan aufzustellen ist nicht so leicht. Jedes Buch kehrte ich zwei-, dreimal um. Ich wollte das Suchen aufgeben, da erblickte ich ganz unten im Staub ein broschiertes Heft mit gelblichgrünem Deckel und ungefähr folgender Aufschrift: „Der junge Volksschullehrer" von Seminardirektor Zuberbühler. Ich öffnete das Buch und es schien mir dienlicher als die große Weisheit in meinem Schütze. Ich blätterte weiter, und ganz am Schlusse war noch ein regelrechtes Schema eines Stundenplanes. Juhe, ich war gerettet! Selten in meinem Leben habe ich so erleichtert aufgeatmet wie bei dieser Entdeckung. Sofort machte ich mich daran, einen meinen Verhältnissen passenden Stundenplan, vorläufig nur für den folgenden Tag, aufzustellen. Was für Entdeckungen ich da nicht machte! Vorerst waren vormittags zwei, nachmittags zwei oder drei Lehrgänge zu unterscheiden, dann in jedem Lehrgang mündlicher Unterricht und stille Beschäftigung, usw. Erst in später Nachtstunde kam ich zur Ruhe.

Folgenden Tags ging der Unterricht schon besser, aber ich bemerkte, daß ich nicht „fragen" konnte. Da kam ich auf die Idee, mittags und abends für jedes Fach und jeden Lehrgegenstand ein Frageschema schriftlich aufzustellen und auch die wahrscheinlichen Antworten der Schüler. Das bewährte sich, so mangelhaft diese Arbeiten für den Anfang auch sein mochten. Ich will hier bemerken, daß ich diese Art der Vorbereitung, in den spätern Jahren allerdings in bedeutender Abkürzung, manchmal nur mehr als Wochenziele, bis zum letzten Tag meiner Schulzeit beibehalten habe, und hierin erblicke ich den Umstand, daß ich noch ein ordentlicher Lehrer geworden bin. Merke: Gute Vorbereitung, sei's Schule, sei's Leitung eines Vereins, einer Behörde, einer Gerichtssitzung oder was immer, ist eine Hauptbedingung guten Gelingens.

In den ersten Wochen machte mir der Schulinspektor – ich weiß nicht, war's Hößli oder Cajöri – einen Schulbesuch. Sein Bescheid war: Es geht schon. Mir oblag auch die Leitung des Gemischten Chores Gün-Neukirch; aber weder der Chor noch der Dirigent haben Bemerkenswertes geleistet.

Aus diesem Schulwinter 1872/73 dürfen die mir gewordenen Einladungen nicht übergangen werden. Anläßlich jeder Kuh- oder Schweineschlachtung, die nicht zusammenfielen, wurde ich von

den Eltern der Schulkinder zu einem Mittag- und Abendessen eingeladen. Familie Leonhard Zinsli hielt mich vier Tage lang zehrfrei. Bei Felix Gredig, dem damals reichsten Safier Bürger, der nur einen mit mir ungefähr gleichaltrigen Sohn hatte, durfte ich eine ganze Woche lang Kost und Logis genießen. Bei Schulschluß wurde ich blank ausbezahlt, und was mir noch nach Bezahlung für Milch etc. übrig blieb, reichte gerade aus für die Rekrutenschule, die ich im Frühling absolvieren mußte. Ich möchte die Betrachtungen über diesen Schulwinter nicht abschließen, ohne noch der schönen und lehrreichen Lehrerkonferenzen, die ich erleben durfte, zu gedenken. Schon in der zweiten Woche nach Schulbeginn tagte die erste Konferenz im Schulhaus am Platz, verbunden mit einer Probelektion im Rechnen. Das war ein Wort zur rechten Zeit. Daß ich mit allen Sinnen jeder Bewegung des Lehrers und seinen Worten folgte, wird leicht zu begreifen sein. Wir waren bloß sechs Lehrer beisammen: Tenna, Neukirch (M. Bandli), Gün (meine Wenigkeit), Thalkirch. Die Hauptkerle aber waren Johann Barthol. Buchli am Platz – Vater des Stadtschullehrers Wieland Buchli – und Simon Hänni in Camana, beides schon erfahrene Lehrer, Autodidakten wie wir alle, und dabei joviale, hilfsbereite Männer. Während des offiziellen Teiles der Konferenz, meistens einer Probelektion, wurde tüchtig gearbeitet, und anschließend gab's Fragen und Antworten. Nach dem Mittagessen, meist im Rathaus am Platz, das Kollega Buchli in Pacht hatte, und ausnahmslos aus Kaffee mit einer tüchtigen Auflage „Eiertatsch" bestund, den Frau Buchli so gut zu bereiten verstund, wurde ein Liter Wein bestellt. Dann zückte der alleweil frohe Buchli seine Stimmgabel, und ein Lied folgte dem andern, bis es für die Entfernteren hohe Zeit zur Heimreise war.

4. Wieder daheim in Tenna.

Wie bemerkt, hatte ich in diesem Frühling den Rekrutenkurs zu bestehen. Er verlief, wie solche Kurse zu verlaufen pflegen, und veranlaßt mich zu keiner besondern Beschreibung. Ich war ein Lümmel, wie die meisten andern auch. Warum ich im Herbst 1873 zu Hause blieb, weiß ich nicht. Zu meinen Gunsten will ich annehmen, daß ich nicht mehr nach Gün wollte. Zu Hause betätigte ich mich bei allen Arbeiten. Insbesondere fielen mir die Hausgeschäfte zu. Im Frühjahr und Herbst wurde gehütet. Wir

„Innerberger" – so nannte man uns zum Unterschied von denen „auf der Mitte", dem Haupthof, und denen vom „Außerberg" – hatten keine oder nur ungenügende Maiensäßweiden und waren genötigt, zeitweise auf den „Rönggen" oder in „den Rüttenen" zu ätzen. Aber unsere „Rüttenen" waren so von Wald eingewachsen – heute allerdings fast noch mehr als damals –, daß wenig Weide war. Die Hütung lag uns „Buben" ob. Was war nun natürlicher, als daß wir dem lieben Vieh etwas Freiheit ließen und nicht zurückschreckten, wenn es in der benachbarten „Großrütti", der Fraktion „Mitte" gehörend, die gute Weide besaß, sich den Magen zu füllen suchte. Das schuf uns aber Feinde, grimmige Feinde, nämlich die Buben von der Mitte. Wenn wir abends auf den „Rönggen" bei den dortigen Ziegenställen zum Melken der Ziegen eintrafen, da fing das Zanken an. Förmliche Turniere gab's nach mittelalterlichem Stil. Michel Bühler stellte auch da den Mann, „der forcht sich nit". Christian Wieland galt allgemein als der Unschuldigste und hatte wenig zu fürchten. Aber meine Wenigkeit! Handgemein durfte ich nicht werden, dann wäre ich verloren gewesen; ich war als Knabe klein und schwächlich, aber ungemein geschmeidig und flink. So verließ ich mich auf meine Beine, und im Laufen kam mir keiner bei. Meine Zunge blieb auch nicht müßig, und so blieben wir „Innerberger" meist Sieger. Wie beim Turnier, spielten auch hier die „Damen" eine Rolle; wir Sieger erhielten aus ihrer Hand in Anerkennung unserer Tapferkeit im Herbst manchen aus Arezen importierten Apfel geschenkt. In Friedenszeiten, und solche gab es schon auch, trieben wir allerlei Spiele im Freien – Fangis, Ringschlagen, Korporal raus, Schwin im Loch, ein dem Cauraschlagen ähnliches Spiel nur für Knaben. An Regentagen unterhielten wir uns in den stinkigen Geißställen mit Pfänderspiel u. dgl.

Nach dem Einbringen des Fett- und Magerheues ab den Heimgütern ging's „in die Tannen", eine zirka eine Stunde von unserm Hause auf Neukircher Gebiet gelegene Bergwiese mit Wald und Stauden. Bei gutem Wetter dauerte die Arbeit dort zirka eine Woche. Eine strenge Woche. Der Weg dorthin führte mehrfach über Töbel und war an verschiedenen Stellen, besonders wenn man noch mit einer Traglast beschwert war, gar nicht gefahrlos. Vormittags, nach getaner Arbeit beim Alpvieh, wurde gemäht, nachmittags das am Vortage Gemähte geheuet. Das Heu wurde in

„Heutretschen" zu Bürden („Burdenen") gefaßt. Diese Arbeit erfordert einiges Geschick und gelingt nicht jedem. Eine gute „Burde" muß länglich oval sein, damit sie beim Tragen gut auf den Schultern aufliegt. Ein runder Knollen hängt nur am Kopf und ermüdet viel mehr. Wir brachten in einem Nachmittag vier bis fünf Burdenen zusammen, mehr mochten bloß zwei Personen nicht bewältigen. Das Heimtragen war, als ich erwachsen und etwas erstarkt war, meine Arbeit. Das geschah etappenweise; erste Etappe, die längste und gefährlichste, Wiese bis „Satza" (Beginn der Allmende) zirka 30 Minuten, zweite Etappe Satza bis Hochbüehl, stark steigend 10 Minuten; dritte Etappe Hochbühl bis Rönggenställe 15 Minuten und vierte Etappe von dort bis zum Hausstall 10 Minuten. Den jeweiligen Rückweg mußte ich meist in einem kurzen Laufschritt machen, wollte ich abends rechtzeitig den Weg zur Alp antreten können. Die dortigen Arbeiten und das Abendessen habe ich schon beschrieben, und da darf ich schon sagen, daß ich manchen Abend meinen müden Körper nur mit Mühe mehr zum Bett schleppen konnte. Um das Maß recht voll zu machen, setzten noch etwa Krämpfe in den Beinmuskeln ein. Wenn einmal „Genosse Trostel" oder „Genosse Hitz" in Zürich eine solche Woche mittun müßten, würden sie ihre Lebensanschauung vielleicht etwas korrigieren und das Los der Gebirgsbauern besser verstehen lernen. Ich aber sage, auch diese Arbeit war schön, und jedes Jahr zog ich wieder gerne „in die Tannen".

Eine ähnliche Arbeit war das Wildheuen. Tenna hat keine Bergwiesen, kurzweg „Berge" genannt, wie man sie in Sufers, Medels und Nufenen findet. Unsere Berge sind Steilhänge, zur Alp gehörig, meist über Felsen gelegen und nur hie und da von der Ziege begangen. Ein solcher Berg heißt „im Schratten". Diesen Ausdruck hat Dr. Bühler in seinem unvergeßlichen Calvenspiel verwendet, wo er den Wildheuer zum Jäger sprechen läßt:

„Die weiße Gemse zeigt sich wieder, Hans,
Ich sah sie heute überm Schratten grasen."

Andere Namen sind: Nolle, Weng, Fluh, Ahorn, Hochwang usw. Nicht jedes Jahr wird Wildheu „gemacht". Die Berge werden verteilt nach den Kuhstößen, mit denen man an der Alp berechtigt ist. Ich und meine Partner gehörten zu den Wenighabenden, – wir kamen um so mehr zusammen, etwa sieben oder acht Teil-

nehmer. Aber am lebendigsten ging's immer bei uns zu; mancher Jauchzer verkündete unsere Fröhlichkeit. Über die Arbeit will ich mich nicht auslassen, sie ähnelt der oben beschriebenen. Ich durfte das Heu tragen, wo es am gefährlichsten war. Hauptsächlich aber wurde ich mit dem Fassen der Burdenen betraut, und da muß ich etwas erzählen, was mir beinahe ans Leben ging. Es war oberhalb der „Fluh". Ich hatte eben eine „Burde" gestampft und war am Binden. Plötzlich brach die Tretsche – es warf mich rückwärts bis unmittelbar an den Absturz des turmhohen Felsens, Fluh genannt. Ein Wunder war's, daß ich nicht weiter kollerte. Für diesen Nachmittag war mir die Lust zum Jauchzen vergangen!

Über die Küche und meine dortigen Leistungen habe ich mich schon ausgesprochen. Meine Sorge erstreckte sich auch auf die Reinhaltung der Wohnstube. Der Besen, ein großer Rutenbesen, hielt mehrere Jahre. Aber hie und da, wenn ich es für nötig hielt, habe ich den Stubenboden aufgewaschen. Den Tisch und die Bänke und zwei Stühle fegte ich fast jeden Samstag mit „Tufft". Wenn möglich suchte ich zu verhüten, daß mich jemand bei diesen Arbeiten überraschte. Hie und da verstieg ich mich auch zur Schneiderei. Knöpfe nähte ich an meine Kittel, besser nützt nichts. Die Strümpfe zog ich zusammen, daß der Platz darin immer enger wurde. Sogar das Aufnähen und Einsetzen von Blätzen verstund ich, daß es eine Freude war. Nur das Abbügeln der Nähte wollte mir nie recht gelingen.

Im Winter versuchte ich mich als Wagner. Das mir zur Verfügung stehende Werkzeug war zwar recht mangelhaft und unvollständig. Aber ich zimmerte doch zwei gut brauchbare Schlitten, einen sogenannten Bockschlitten für Langholz und einen Fuhrschlitten, die Winter für Winter gebraucht wurden und beim Verkauf des Heimwesens an den Käufer übergingen. An „Schleipfen" und anderm kleinem Werkzeug habe ich mich oft versucht.

5. Lehrer in Sculms 1874/75.

Wenn ich mich nicht ganz irre, war's im Herbst 1874, als wir die eingangs genannte Christine Oswald als Dienstmagd einstellten. Ich trat die Schulstelle in Sculms an. Neun Schüler, Lohn 320 Fr. Die Schule bietet hier nichts Besonderes. Solange der Boden schneefrei war, ging ich jeden Samstag nach Hause, zwischen den Felsen, auf denen Sculms ruht, hinunter, übersprang

die Rabiusa und wanderte durchs „Lüsch" hinauf in die alte, schon beschriebene Straße. Nachher verbrachte ich die Sonntage bei Base Elsbeth Buchli in Versam. Sculms zählte elf oder zwölf Haushaltungen. Das genügte gerade, daß wir Burschen einen kleinen „Klub" bilden konnten, in dem wir je wöchentlich einmal irgendein Thema zur Besprechung brachten nach einem einleitenden Referat, worin wir abwechselten und Vorkommnisse in der Landwirtschaft, Politik etc. behandelten. Es waren keine tiefgründigen Arbeiten, aber etwas war doch daran, und interessant ist, daß dieser Verein mehrere Jahre bestand. Ein Altlediger, Anton Sutter, ein ordentlich belesener Mann, war die Seele dieser Vereinigung.

Am 23. und 24. November 1874 war die kantonale Lehrerkonferenz in Chur. Lehrer Warnier in Valendas, Senn in Versam (aus dem Kanton St. Gallen, ein gescheiter Kerl, aber ein leichtes Blut), Pfarrer M. Thöny in Versam, Lehrer Jehli in Arezen und der Sculmser J. P. Hunger nahmen auch daran teil. In der Nacht vom 24. auf den 25. November fing es an zu schneien. Als wir mit Ausnahme von Senn, den die Hauptstadt noch festhielt, auf dem Postplatz zur Heimreise erschienen, war da schon ein „Chlapf" Schnee. Die Schlitten waren noch remisiert, wir mußten deshalb noch den Postwagen benutzen und in diesem langten wir nach dreistündiger Fahrt um 11 Uhr in Reichenau an. Wir setzten unsere Reise unter beständigem Schneefall zu Fuß fort bis Bonaduz, wo wir ein Mittagessen zu uns nahmen. Punkt 12 Uhr verließen wir Bonaduz und strebten der „Höhe" zu. Damals war die Straße Bonaduz-Versamerbrücke oberhalb des Ufers des Vorderrheins noch nicht erstellt. Um nicht zu sehr zu ermüden, wechselten wir im Schneebruch ab. Auf der Bonaduzerhöhe, von den Einheimischen kurz „Höhe" genannt, angelangt, zweigte mein Weg nach links ab, während die andern gen Versam wanderten. Von der Höhe bis Sculms hat die Straße wenig Gefäll; sie ist gut angelegt und in zirka einer Stunde ist der erste Hof erreichbar. Heute war's anders. Schon ungefähr Drittelwegs verspürte ich starke Müdigkeit, und die Schneedecke wurde immer mächtiger. Mein Gang wurde langsamer, die Kräfte schwanden immer mehr. Eßbares, das mich kräftigen konnte, hatte ich nicht bei mir. Die Lage wurde immer trostloser, und schon fühlte ich mich gänzlicher Erschöpfung und einer Ohnmacht nahe. Mein ganzes Sinnen

konzentrierte sich nur noch auf einen Punkt: es galt einen hart am Wege stehenden Stall zu erreichen; dort wollte ich, wenn möglich, auf dem Heustall oder im Unterstall oder im schlimmsten Fall unter dem Vordach nächtigen. Nur langsam minderte sich der Raum zwischen mir und dem Stall. Ich wanderte schon mit halb geschlossenen Augen. Da plötzlich war's mir, als ob mir eine dunkle Gestalt entgegenkäme. Und wirklich war's so. Rudolf Sutter, der jetzt in Thusis wohnende Rudolf Sutter-Gredig, hat angenommen, ich könnte auf dem Heimwege sein, und er entschloß sich, mir entgegenzuwandern. Das war ein Gedanke und eine Tat zur rechten Zeit! Er schritt voraus, und mit seiner Hilfe gelang es mir, das große Tobel zu durchqueren. So stampften wir weiter bis zum ersten Haus, „auf der Egga", wo ich bei einer befreundeten Familie, den Eltern des jetzigen Bankkorrespondenten Sebastian Sutter in Versam, der in Schiers mein Mitschüler war, einen Kaffee mit Zutaten erhielt. So gekräftigt, setzte ich dann sofort meinen Weg zu dem etwa 10 Minuten entfernten Schulhaus fort, das ich schon im abendlichen Dunkel erreichte. Ich legte mich sofort zur Ruhe.

Als ich anderntags erwachte, sah ich die ganze mir sichtbare Welt tief, tief verschneit. Links und rechts vom Schulhaus in schwach hundert Metern Entfernung waren Lawinen niedergegangen. Ich erkannte bald, daß ich von der Welt abgeschnitten war; ich blieb es fünf Tage lang. Kein menschliches Wesen bekam ich zu Gesicht, und immer schneite und schneite es. Am zweiten Morgen erblickte ich unmittelbar vor der Haustüre im Schnee zwei Berghühner. Als ich mich ihnen nähern wollte, flogen sie weg, und ich hätte sie so gut brauchen können. Meine Vorräte waren nämlich bedenklich klein. Milch hatte ich keinen Tropfen im Haus; das Brot war knapp, ebenso Käse und Fleisch. Am meisten Vorrat hatte ich an süßlich gefrorenen Kartoffeln. Das Wasserröhrlein im nahen Tobel war von einer Lawine bedeckt. Doch aus Schnee gab's auch Wasser. Doch durfte ich mit dem Brennstoff nicht verschwenderisch umgehen, er war zu gering. Die Sculmser, denen die Äste fast bis ans Hausdach reichen, versorgen sich – auch im Privathaushalt – gerne nur so „von der Hand in den Mund".

In den ersten Tagen hatten die guten Sculmser genügend zu tun, die Verbindung zwischen Haus und Stall aufrechtzuerhalten.

Am fünften Tag wurde mit dem Durchbruch von Hof zu Hof begonnen, und am Nachmittag erhielt ich den ersten menschlichen Besuch, meine beiden Anfänger Christian Sutter und Christian Weibel vom nähern Mittelhof. Mit ihnen machte ich mich auf, um Milch und Brot einzukaufen. Das Schulhalten wurde wieder aufgenommen.

Beim Schneebruch gegen die Höhe hin, so sagte man mir, wurden einige erschöpfte Rehe (fünf oder sieben) gefangen genommen. Ein bekannter Gemsjäger, Matthäus Weibel, soll sich ihrer angenommen und sie im Heustall eingesperrt haben. Nach einigen Tagen hieß es, die armen Tiere hätten nachts die Türe zu öffnen gewußt und das Weite gesucht. Welche Undankbarkeit! An einem der nächsten Sonntage hatte ich die Ehre, bei Matthäus Weibel zum Mittagessen eingeladen zu sein. Der Braten war gut, vielleicht von einem Rind, vielleicht Bärenfleisch oder gar...?

Die Lehrer des Kreises Ilanz, zu dem auch Sculms gehört, versammelten sich zu den Konferenzen in Ilanz. Es waren jeweils große Versammlungen, aber für mich nützlicher waren diejenigen von Safien.

6. Das Lehrerexamen. Lehrer in Malans und Thusis.

Ich hatte mich für den Frühling zum Lehrerexamen gemeinsam mit den austretenden Seminaristen angemeldet. Selbstverständlich habe ich mich während des Winters so viel als möglich daraufhin vorbereitet. Unter den damals abtretenden Seminaristen waren u. a. der spätere Musterlehrer und Professor Andr. Florin, Gaudenz Giovanoli, J. L. Sprecher, der letzthin in Fläsch gestorben ist, usw. In Sprache (Aufsatz), Rechnen, Physik, Botanik, Zoologie kam ich ordentlich durch, in Algebra löste ich die Formel ab^2 richtig. Dann war ich aber am Ende meiner Wissenschaft, wurde auch nicht weiter befragt. In Pädagogik konnte ich fast alles sagen, was ich wußte; ganz versagt habe ich in Gesangsmethodik und Mineralogie. Herausgerissen hat mich die praktische Übung in der Musterschule. Ich hatte ein Lesestück mit der Klasse zu behandeln. Furchtlos trat ich an die Klasse heran, und das Experiment verlief, wie ich es nur wünschte. Ich erhielt das Lehrpatent II. Klasse. Vollauf genügend. Schon während der Prüfung und seither oft mußte ich mir sagen, daß es eine bodenlose Frech-

heit meinerseits war, das Examen zu wagen. Merk's: Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr.

Nunmehr durfte ich schon etwas höher hinaus; ich erhielt die III. und IV. Schulklasse in Malans. Zirka 50 Schulkinder, Löhnung 420 Fr. nebst 195 Fr. kantonaler Gehaltszulage, weil nunmehr Patentinhaber. Malans war schon damals sehr schulfreundlich und gab den Schülern die Schulmaterialien unentgeltlich ab. Es hat das zwar auch seine Schattenseiten, verminderte Sorge zu den Sachen.

Im zweiten Schulwinter, Herbst 1875, hat in Malans eine schwere Diphtheritisepidemie geherrscht und viele Kinderleben gekostet. Die Schulen wurden für drei Wochen geschlossen, und nach Wiedereröffnung derselben wurden die Schulkinder fast täglich von durch die Sanitätsbehörde abgeordneten Churer Ärzten untersucht. In dieser Zeit hat Allemann während einer Religionsstunde die Kinder auf die Allmacht und Allwissenheit Gottes hingelenkt und tat die Frage: „Was glaubt ihr, welches ist der beste Arzt?" Da schnellte der kleine Lippuner von seinem Sitz empor: „Ich weiß, ich weiß! Dr Dokter Kellenberger, het d'Mamma gseit!" Dekan Allemann gurgelte sein gutmütig kicherndes Lachen – so lachen konnte nur er –, und nun wußte er, wer der beste Doktor war. Kellenberger war nämlich einer der untersuchenden Ärzte.

In Malans verlebte ich zwei schöne Schulwinter. Das Verhältnis unter uns Lehrern war ein sehr angenehmes. Eng befreundet war ich mit Gadient, dem Lehrer der obern Mittelschule, ein Naturfreund wie ich und eifriger Botaniker. Zusammen durchstreiften wir die Gegend nach allen Seiten, die schöne Gegend, und nachher begaben wir uns jeden Abend jeder in seine Schulstube zur Vorbereitung für den folgenden Tag. Dann pflegte er auf seinem Schulharmonium einige Lieder zu spielen, und dann, mangels guten Familienanschlusses, ging's ins Wirtshaus, oft zu Lohri nebenan, der neben einem guten Weißwein auch noch zwei schöne Töchter hatte. Im „Ochsen", dem Ratsherrn Schmid gehörend, trafen wir mit den beiden andern Kollegen, Göpfert und Plattner, zum Jaß zusammen. Als freie, gerechte Männer berücksichtigten wir auch noch andere Wirtschaften, „Krone", Studach usw. So schmolz mein Lohn im zweiten Jahr bis auf Fr. 76.70 zur Heimreise plus kantonale Gehaltszulage zusammen. *(Schluß folgt.)*